

„30 Jahre Wiedervereinigung. Zur anhaltenden Aktualität Ostdeutschlands“

In und über Ostdeutschland forschen. Warum das weiterhin richtig und wichtig ist (und was sich dennoch ändern sollte)

Dr. Annett Steinführer, Thünen-Institut für Ländliche Räume, Braunschweig

Ich freue mich auf und über dieses Gespräch – und möchte vorausschicken, dass ich heute in zwei Rollen sprechen werde: als Sozialwissenschaftlerin und als Ostdeutsche. Ich werde biographische Aspekte einbringen und zugleich versuchen, von diesen zu abstrahieren.

1990 war ich 18. Mir stand die Welt auf staunenswert neue Art offen, ich hatte ein ganz gutes Abitur in der Tasche – aber ich hatte auch ein Elternhaus, für das mit Wende und Wiedervereinigung nicht alles besser wurde, das sich beruflich zum Teil völlig neu orientieren musste, dem Lebensleistungen bis heute aberkannt werden – dies alles bei relativem materiellem Wohlstand. Auch dies gehört zur Geschichte der Wiedervereinigung und ist eine wesentliche Erfahrung nicht aller, aber doch vieler Ostdeutscher.

Für mich als Studentin der Soziologie im Leipzig der frühen 1990er Jahre waren das Ost-West-Thema und die postsozialistische Transformation allgegenwärtig. Sie manifestierten sich nicht zuletzt am Alter, an der geographischen Verortung und an längeren Abwesenheiten der Professoren, an Fragen wie „na, Frau x [eine Kommilitonin aus Köln], wann gehen Sie denn wieder zurück?“, zum Teil auch an einem mich empörenden und doch heilsamen Desinteresse an der Sozialisation der vor den Professoren sitzenden Studierenden. Daneben war der allumfassende gesellschaftliche Wandel familiär ein wesentlicher Bezugspunkt, er war es bei der ersten Wohnungssuche, und er war es bei der Entscheidung für das Erasmus-Jahr in einem vor 1990 unerreichbaren Land.

Meine erste Antwort – warum Ostdeutschland bis heute eine relevante Kategorie von Lebenswelten und damit der Sozialforschung ist – speist sich aus diesen Erfahrungen: Es geht nicht nur um bewusst erlebte DDR – und erst recht nicht um Ostalgie. Es geht darum, dass ostdeutsche Erfahrungen ab 1990 zum Teil überhaupt erst zu solchen wurden und dass auf die DDR (mindestens in Ostdeutschland) mehr als ein Jahrzehnt des fundamental Anders-Werdens und des Anders-Bleibens folgte. Dieses Jahrzehnt ist Teil der Biographie zahlreicher Menschen, die heute „im besten Alter“ sind, die Verantwortung in unterschiedlichen Positionen und quer durch die Bundesrepublik tragen und die genau diese Brüche von Massenarbeitslosigkeit über Eigentumstransfer gen Westen bis hin zu biographischen Entwertungen, wenn nicht persönlich, so doch in ihren Familien erlebt haben. Soziologisch gesagt geht es also um bis heute anhaltende strukturelle Unterschiede zwischen Ost und West. Diese haben ihren Ursprung zum Teil in DDR-Zeiten (wenn ich an mein Forschungsfeld denke, dann sind dies etwa die auch in den Dörfern weitverbreiteten Ganztagskindergärten,

der Anteil kommunaler Wohnungen nicht nur in Groß-, sondern auch in ländlichen Kleinstädten oder die von Westdeutschland gänzlich verschiedenen Erwerbsbiographien von Frauen). Zum Teil sind diese strukturellen Unterschiede selbst erst Ergebnis der Transformation (zum Beispiel verfestigte Armutskarrieren durch frühe und anhaltende Arbeitslosigkeit, der Wiedergewinn kommunaler Selbstständigkeit kleiner Gemeinden, die allerdings vielerorts im Laufe der vergangenen drei Jahrzehnte mit dem erneuten Verlust durch ein Aufgehen in größeren Einheitsgemeinden einherging, oder die spezifische Struktur der politischen, juristischen und wirtschaftlichen Elite).

Mein sich an das Studium anschließendes berufliches Leben spielte sich bislang in zwei Raumtypen und zwei Städten ab. Zum einen habe ich 10 Jahre in Leipzig (vor allem) ostdeutsche Großstädte in der Schrumpfungsphase der 2000er Jahre untersucht. Dies war eine Zeit, die sehr stark von den Besonderheiten des ostdeutschen Transformationspfades geprägt war – mit Blick nicht nur in die alten Bundesländer, sondern auch in unsere östlichen Nachbarstaaten Tschechien und Polen. Und so forschten meine Kolleginnen und ich über neue Muster sozialer und räumlicher Ungleichheit, über Ursachen und Folgen von Massenabwanderung, über die Renaissance der sanierten Altbauviertel, über die soziale wie symbolische Abwertung der großen DDR-Neubaugebiete, die nun „Plattenbaugebiete“ genannt wurden. In diesen Jahren gab es – bei allen Ausnahmen – teilweise ein bemerkenswertes Desinteresse der Kolleginnen und Kollegen im Westen der Republik. So planten meine Doktormütter im Jahr 2000 mit einer weiteren ostdeutschen Kollegin eine Konferenz zur Stadtentwicklung – ergo Schrumpfung – in Ostdeutschland. Dies wollten sie im Rahmen der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie tun. Doch mussten sie dort nicht nur mehrfach gründliche Gegenwehr (oder, wie es später in einem Protokoll hieß, „ein erneut unzureichendes Interesse der Sektionsmehrheit“) erleben – kein Thema für Städte „bei uns“ –, sondern ein wirklich renommierter Vertreter des Fachs fügte noch hinzu, er werde bestimmt nicht nach Chemnitz auf eine Konferenz fahren – denn guten Rotwein habe er dort nicht zu erwarten. Die Konferenz fand 2001 selbstorganisiert trotzdem statt, und zwar genau in Chemnitz. In dem 2002 erschienenen Tagungsband haben die drei Organisatorinnen Christine Hannemann, Sigrun Kabisch und Christine Weiske die bis heute bedenkenswerte These der ostdeutschen Vorausphänomene in der Raumentwicklung dargestellt und ausgeführt.

Diese These der Vorausphänomene – was machen langfristiger ökonomischer Niedergang sowie dauerhafte Schrumpfung und Alterung mit Siedlungen und ihren Menschen, und zwar über die ostdeutschen Besonderheiten hinaus – gilt beileibe nicht nur für Großstädte. Seit 10 Jahren richtet sich mein Forschungsinteresse auf ländliche Räume bundesweit. Dafür arbeite und lebe ich in Braunschweig, eine Stadt nahe der einst „Zonenrandgebiet“ genannten Region an der vormaligen innerdeutschen Grenze. Beruflich wie privat bin ich dankbar für diesen Perspektivenwechsel – aber er hat meinen Ostdeutsch-Sein-Sensor auch noch einmal geschärft. Manchmal ist es nur ein einzelnes Wort in einem Interview (z. B. „Maueröffnung“ statt „Wende“ oder eben „Zonenrandgebiet“), manchmal sind es ausführlichere Erzählungen, die auf andere Erfahrungen und Prägungen verweisen. Somit bleiben für mich Ost und West bis heute zwei relevante Folien

auch meiner wissenschaftlichen Arbeit – wenn ich die Entwicklung von Dörfern in Niedersachsen und in Sachsen-Anhalt untersuche, wenn in den Erzählungen vor Ort „Grenze“ damals wie heute eine Rolle spielt, wenn das Wort „drüben“ auf beiden Seiten weiterhin verwendet wird.

Und das wäre meine zweite Antwort: Als Soziologin bin ich daran interessiert, wie Menschen ihrem Leben einen Sinn geben, wie sie ihr Handeln in einen für sie (und nicht zwangsläufig für mich) relevanten Kontext stellen. Es geht also um Leben und Erfahrungen hinter den vielzitierten und vielverwendeten Landkarten, die tatsächliche oder vermeintliche Ost-West-Unterschiede weiterhin oder wieder abbilden. Und so lange die Ost-West-Differenz bzw. das Leben in der DDR bzw. in der alten Bundesrepublik eine wesentliche Folie von Lebenserzählungen, von Sinn-Machen ist, so lange bleibt sie für mich als analytische und sozialräumliche Kategorie von Bedeutung. Sie ist beileibe nicht die einzige Folie – andere sind ebenso wichtig, und keine ist unveränderlich. Ob Stadt oder Land, Mann oder Frau, Jung oder Alt, Bergdorf oder Bauerschaft, Klein- oder Großstadt – und all die Unbestimmtheiten daneben und dazwischen. Gleichzeitig verstehe ich meine Arbeit als kontinuierliches An-Arbeiten gegen Klischees über „den Osten“ (genauso wie über „das Land“) – das ist Privileg und Aufgabe zugleich. Und nicht zuletzt geht es in der Sozialforschung auch darum, hinter bestimmte Narrative (wie Ost „versus“ West oder Stadt „versus“ Land) zu schauen und zu prüfen, ob nicht andere Unterschiede z. B. sozialer Art dahinterstecken.

Die Frage, ob und wie sich das Reden über Ostdeutschland ändern soll, beschäftigt auch mich. Gemeinsam haben sich Ost wie West in den vergangenen 30 Jahren gravierend verändert. Gerade für eines meiner Forschungsgebiete – die Daseinsvorsorge in ländlichen Räumen, also all die Infrastruktur und die Einrichtungen, die man im Alltag für ein gutes Leben benötigt – greift ein manchmal geäußertes „zu DDR-Zeiten war (fast) alles da, und der Westen hat’s genommen“ definitiv zu kurz. Eine solche Darstellung verdrängt, wie marode die DDR war, sie vergisst die tiefgreifende Modernisierung vor allem technischer Infrastrukturen. Und sie beharrt auf ostdeutschen Besonderheiten, wo man längst das Gemeinsame betonen sollte – denn einen grundlegenden Wandel der Daseinsvorsorge und der Verluste von sozialen und medizinischen Einrichtungen oder von Einkaufsmöglichkeiten vor Ort gab es seit den 1990er Jahren auch in niedersächsischen Kleinstädten und in westfälischen Dörfern. Wir sollten künftig also mehr vergleichen – und wir müssen die Entwicklungen stärker historisieren. Denn weder im Osten noch im Westen des Landes war das Jahr 1990 eine „Stunde Null“.

Zu guter Letzt: Im vergangenen Jahr hatte ich das Vergnügen, einem südkoreanischen Kollegen ein Interview zu geben – über meine Erfahrungen als Ostdeutsche, die mittlerweile den größten Teil ihres Lebens im wiedervereinigten Deutschland lebt und seit gut zehn Jahren im Westen der Republik arbeitet und wohnt. Dieses Gespräch über die deutsche Wiedervereinigung vor der Folie der anhaltenden Teilung von Süd- und Nordkorea hat mir verdeutlicht, welche wunderbare Geschichte wir zu erzählen haben. Diese speist sich aus Unterschiedlichem und Gemeinsamem. Als Sozialwissenschaftlerin beschäftigt mich je nach Forschungsfrage mal das eine und mal das andere – und das wird auf absehbare Zeit (oder länger) auch so bleiben, denn heute, nach 30 Jahren, haben

wir erkannt, dass sich manche Unterschiede zwischen Strukturen, Biographien und Wahrnehmungen in Ost- und Westdeutschland „auswachsen“, andere aber hartnäckiger und in teils veränderter Form fortbestehen.